

Das Militär als Schule der Männlichkeiten

UTE FREVERT

Im postheroischen Zeitalter

Das Militär als Schule der Männlichkeiten – dieser Titel und seine These verweisen auf Vergangenes. Sie nehmen eine Formulierung auf, die der Berliner Philosophieprofessor Friedrich Paulsen 1902, damals noch im hegemonialen Singular, gebrauchte, um die geläufige Rede vom Militär als »Schule der Nation« zu ergänzen und zu präzisieren. Für die Gegenwart passt die These nicht mehr. Denken wir über Männlichkeit heute nach, fällt uns vieles ein: der Fußballplatz und die Autobahn, die Cebit-Ausstellung und der Pornoshop, die Businessclass und das Gefängnis. Das Militär fehlt in dieser Aufzählung, steht jedenfalls nicht an prominenter Stelle. Kaum jemand würde behaupten wollen, dass das Militär in der aktuellen Gesellschaft eine formgebende Institution sei, die an der Produktion von Männlichkeit entscheidenden Anteil habe.

Woran liegt das? Immerhin haben in den letzten fünfzig Jahren, seit es die Bundeswehr gibt, acht Millionen junge Männer »gedient« und diese Einrichtung über Jahre und Monate intensiv kennen gelernt. Auch die Nationale Volksarmee der DDR hat hunderttausende Soldaten ausgebildet, proportional zur Bevölkerungszahl sogar mehr als die Bundeswehr. Nach wie vor gilt die Wehrpflicht ausschließlich für Männer, und zweifellos ist die Bundeswehr eine der männlichsten Institutionen, die es in unserer Gesellschaft gibt: Lediglich sieben Prozent aller Berufs- und Zeitsoldaten sind Frauen – 13.500 bei einer Gesamtstärke von über 250.000. Während andere Organisationen und Einrichtungen sich in den letzten Jahrzehnten deutlich feminisiert haben – man denke etwa an die Berliner Philharmoniker –, hält das Militär an seinem männlichen Image fest. Es bedarf höchststrichterlicher europäischer Intervention, Frauen außerhalb der Schreibstuben, des Sanitätsdienstes und des Musikkorps in seine Reihen aufzunehmen. Und dennoch hält sich der militärische Einfluss auf das, was man als männlichen Code oder Habitus bezeichnet könnte, deutlich in Grenzen.

Das liegt zum einen daran, dass immer weniger Wehrpflichtige tatsächlich in der Kaserne landen. Im Jahre 2000 wurden 390.000 junge Männer gemustert, aber nur 145.000 eingezogen. Fünf Jahre später waren es nur noch 68.000, die eine Kaserne von innen kennen lernten – der Bedarf war damit gedeckt. Gemessen an den 1960er Jahren, als 90 Prozent aller tauglich Gemusterten tatsächlich einberufen wurden und doppelt so lange wie heute, nämlich achtzehn Monate bei der Truppe blieben, spielt die Militärerfahrung daher für heutige Jugendliche eine viel geringere Rolle.

Zum anderen steigt die Zahl derer, die sich bewusst gegen diese Erfahrung entscheiden. In den 1960er Jahren hatten erstmals mehr junge Männer Zivildienst als Wehrdienst. Für mindestens jeden zweiten, der tauglich gemustert wird, ist das Militär folglich keine attraktive Option. Drittens schließlich leidet das Militär unter dem, was Bundespräsident Horst Köhler 2005 »positives Desinteresse« nannte. »Ein wirkliches Interesse« an der Bundeswehr »oder gar Stolz auf sie«, meinte Köhler zu Recht, seien in der Bevölkerung »eher selten«.¹ Dafür gibt es mehrere Gründe. Die lange Friedenszeit gehört dazu, der Mangel an Bewährung (über den wir froh sein können), ein abnehmendes Bedrohungsgefühl. Das *postheroische Zeitalter* (zuletzt Münkler 2006), in das alle westlichen Gesellschaften, selbst die USA, inzwischen eingetreten sind, macht sich geltend. Aber auch der massive Traditionsbruch nach dem Zweiten Weltkrieg spielt eine Rolle, speziell in Deutschland.

Es bleibt festzuhalten, dass wir heute, in der »zweiten Moderne«, das Militär nicht mehr als »Produzenten hegemonialer Männlichkeit« betrachten können – weder quantitativ noch qualitativ besitzt es diese Macht. Ob eine andere Institution an die Stelle des Militärs getreten ist und heute »hegemoniale Männlichkeitsbilder« (Connell 1999; Mosse 1996) verbreitet, ist überaus fraglich. Genauer betrachtet, gibt es in der heutigen Gesellschaft keine vergleichbar einflussreichen, sozial inklusiven und politisch mächtigen »Männlichkeitsproduzenten« mehr. Allenfalls lässt sich von einer Vielzahl konkurrierender, sozial und generationell stark differenzierter und in ihrer Reichweite ausgesprochen begrenzter Institutionen sprechen.

Militär und Gesellschaft im Kaiserreich

In der »ersten Moderne«, wenn wir sie denn so nennen wollen, war das anders. An der vorletzten Jahrhundertwende, um 1900 herum, nahm das Militär einen zentralen Platz in der Gesellschaft ein. Es wurde geachtet und verehrt, aber auch gehasst und gefürchtet. In jedem Fall band es starke Emotionen und ließ niemanden kalt; von »Desinteresse«, positivem oder

1 | <http://www.uni-kassel.de/fb5/frieden/themen/Bundeswehr/50-jahre-koeler>.

negativem, konnte nicht die Rede sein. Städtische Magistrate schätzten sich glücklich, eine Garnison zu beherbergen – nicht nur wegen der wirtschaftlichen Vorteile, die dem Stadtsäckel zugute kamen. Auch sozial und kulturell war das Militär wohl gelitten: Viele Bürger waren Reserveoffiziere und suchten den gesellschaftlichen Verkehr mit ihren hauptberuflichen Kameraden. Ihre Töchter freuten sich auf jeden Ball, auf dem Offiziere zugegen waren, denn das bürgte für gute und willige Tänzer. Ihre Dienstmädchen träumten von Unteroffizieren, die nicht nur eine schicke Uniform, sondern auch den Zivilversorgungsschein in der Tasche trugen. Und die alten Soldaten, die nach ihrer aktiven Dienstzeit einem Kriegerverein beitraten – fast drei Millionen waren es kurz vor dem Ersten Weltkrieg –, waren stolz darauf, bei Militärparaden mitzumarschieren. Solche Paraden zogen regelmäßig ein großes Publikum an, jung und alt, männlich und weiblich, bürgerlich und proletarisch – ebenso wie die Militärkapelle, die am Sonntagnachmittag auf der Promenade oder im Kurpark aufspielte.²

Der gesellschaftlichen Wertschätzung entsprach die politische Bedeutung. Die Armee des deutschen Kaiserreichs zehrte von dem Prestige, das sie 1870/71 erworben hatte. Mit dem Sieg über Frankreich erntete sie militärische Lorbeeren; zudem hatte er einen Vorschein jener nationalen Einheit abgegeben, die seit langem auf der politischen Agenda stand. Als der preußische Ministerpräsident Otto von Bismarck im Spiegelsaal von Versailles die Gründung eines deutschen Kaiserreichs proklamierte, waren außer ihm und den deutschen Fürsten nur Offiziere anwesend – und der Hofmaler Anton von Werner, der den Moment in zahlreichen Gemälden festhielt. Vielfach reproduziert und sogar als Postkarten vertrieben, wurde das Bild zur politischen Ikone. Die Waffenbrüderschaft der Soldaten, so die klare Botschaft, hatte den neuen Staat ermöglicht und begründet – und vergessen lassen, dass fünf Jahre zuvor bayerische, badische und württembergische Truppen an der Seite Österreichs gegen preußische gekämpft und verloren hatten (vgl. dazu Gaetgens 1990).

Fortan sonnte sich das Militär im Glanz seines Erfolges. Der preußische Leutnant, erinnerte der 1862 geborene Friedrich Meinecke, ging damals »als junger Gott« durch die Welt (Meinecke 1965: 25). Immer mehr Bürgersöhne träumten denn auch von einer Offizierskarriere, die in Preußen klassischerweise jungen Männern aus adligem Hause vorbehalten war. Viele konnten ihren Traum verwirklichen, nachdem Kaiser Wilhelm II. 1890 den entscheidenden Schritt tat: Er stellte dem »Adel der Geburt« den »Adel der Gesinnung« offiziell zur Seite und lud die Söhne »solcher ehrenwerten bürgerlichen Häuser, in denen die Liebe zu König und Vaterland, ein warmes Herz für den Soldatenstand und christliche Gesittung gepflegt und anerzogen werden«, zu einer militärischen Laufbahn ein

2 | Sie gehört zum städtischen Leben wie die Straßenbahn und der Fahnen- schmuck zu Kaisers Geburtstag. Vgl. dazu und zum Vorgesagten Vogel 1997; Frevert 2001; Ulrich/Vogel/Ziemann 2001.

(Deist 1977: 322). Dreiundzwanzig Jahre später stammten dann bereits sieben von zehn preußischen Offizieren aus bürgerlichen Familien.

Die soziale Öffnung kam nicht von ungefähr. Das Militär brauchte dringend Nachwuchs und konnte ihn nicht mehr aus dem traditionellen Reservoir decken. Die seit den 1890er Jahren forcierte Aufrüstung betraf nicht nur die Ausstattung mit neuen Waffen, sondern auch und vor allem die Mannschaftsstärke. Sie stieg zwischen 1880 und 1914 von 400.000 [Soldaten und Unteroffiziere] auf 760.000, verdoppelte sich also annähernd. Parallel dazu wuchs das Offizierkorps von 17.000 auf 31.000 Mann. Diese Zahlen beziehen sich nur auf das Heer; die Marine, das Lieblingskind Wilhelms II., verzeichnete sehr viel höhere Wachstumsraten und konnte ihren Personalbestand zwischen 1880 und 1910 glatt verfünffachen.

Kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges standen demnach in Deutschland knapp 900.000 Mann unter Waffen. Hinzu kamen Millionen von Männern, die in ihrer Jugend ›gedient‹ hatten, sowie Hunderttausende von Reservisten, deren aktive Dienstzeit bereits hinter ihnen lag, die aber im Mobilisierungsfall jederzeit einberufen werden konnten. Hinzu kamen auch Zehntausende von Reserveoffizieren – jene »Halbgötter« (Meinecke), die im Hauptberuf Lehrer, Rechtsanwälte, Ärzte oder Kaufleute waren, daneben aber regelmäßig militärische Übungen abhielten und im Krieg Kommandopositionen besetzen würden.

Wir sehen also »ein Volk in Waffen«, wie es Generalstabsoffizier Colmar von der Goltz 1883 beschworen hatte. Selbstredend stand nicht das ganze Volk unter Waffen, Frauen und Kinder nicht, und nicht einmal alle Männer. Auch im Kaiserreich schöpfte das Militär den Pool der Wehrpflichtigen nicht aus. Aber der Kontrast zu heute ist gleichwohl beachtlich: bei einer Gesamtbevölkerung von ca. 65 Millionen zogen 1913 380.000 Rekruten die Uniform an, 2005, bei 80 Millionen, 68.000.

Rein quantitativ war also das Militär um 1900 sehr viel sichtbarer und inklusiver. Darüber hinaus war es sehr viel mächtiger. Das Militär besaß im Kaiserreich einen annähernd extrakonstitutionellen Status. Es war zwar nicht vollkommen unabhängig vom Zugriff des Parlamentes, das immerhin über sein Budget befand. Seine Interna aber blieben politischer Kontrolle weitgehend verschlossen, getreu dem Grundsatz, den Generalstabschef von Waldersee 1890 so formulierte: »Die Armee ist eine Korporation wie eine Familie, deren intime Fragen nicht vor die Öffentlichkeit gehören« (Waldersee 1923: 124). Das Offizierkorps beanspruchte, diese Fragen allein zu regeln, und konnte sich dabei auf das Wohlwollen des Obersten Kriegsherrn, des Kaisers, verlassen. Hohe Offiziere besaßen Immediatrecht, sie konnten sich jederzeit direkt an den Kaiser wenden. Die Kommandogewalt des Monarchen war unbeschränkt; nicht einmal der Kriegsminister wurde gefragt.

Diese innige Beziehung zwischen Militär und Monarch, so problematisch sie für die politische Verfassung des Kaiserreichs war, trug erheblich dazu bei, das gesellschaftliche Ansehen der Offiziere und Soldaten

zu heben. Wer »des Kaisers Rock« trug, war dem Kaiser nah. Das war nicht nur symbolisch zu verstehen. Jeder Offizier, unabhängig von seinem Rang, durfte bei Hofe erscheinen. Zivilisten wurde dieses Privileg erst dann zuteil, wenn sie eine hohe Position im Staatsdienst bekleideten oder sich durch große persönliche Leistungen hervorgetan hatten [und deshalb »bei Hofe vorgestellt« wurden]. Hermann Helmholtz, der 1871 nach Berlin berufen wurde und damals bereits weltberühmt war, wurde erst sechs Jahre später, in seiner Eigenschaft als Rektor der Universität, hoffähig; jedem Sekondeleutnant, der gerade die Kadettenanstalt hinter sich gebracht hatte, stand dieses Recht selbstverständlich zu, auch wenn ihm noch kein Bart wuchs. Das Hofrangreglement war militärisch geprägt: Generäle rangierten vor Ministern, jeder Major lief einem Parlamentarier den Rang ab (Röhl 1987: 95ff.).

Viele Politiker zogen es deshalb vor, im Amt Uniform zu tragen, um ihren Status zu erhöhen. Angehende Juristen oder Mediziner, die zugleich Reserveoffiziere waren, warfen sich gleichfalls in Uniform, wenn sie beim Schwiegervater um die Hand der Angebeteten anhielten. Das Ansehen eines Hauses hing davon ab, ob Offiziere auf der Einladungsliste standen und die Einladung annahmen. Dabei spielten das Regiment und die Waffengattung eine zusätzliche und erhebliche Rolle. Kavallerieoffiziere besaßen ein höheres Prestige als diejenigen, die bei der Infanterie, Artillerie oder Marine dienten. Garderegimenter, in denen der Adel besonders stark vertreten war, standen in der Rangskala ganz oben; ihre Mitglieder waren begehrte Tänzer auf den zahlreichen Hof- und Hausbällen, die die lange Wintersaison aufhellten. Als die 17-jährige Marie von Bunsen, Tochter eines liberalen Reichstagsabgeordneten und seiner englischen Frau, ihre Berliner Ballkarriere 1877 begann [übrigens kurz bevor sie ihr Lehrenexamen ablegte, damals noch eine Seltenheit], kannte sie sich in den feinen Abstufungen der militärischen Hierarchie bestens aus. In den großbürgerlichen Häusern, in denen sie verkehrte – bei Bleichröder, Siemens, Mendelssohn-Bartholdy etc. –, galt der Gardeleutnant als beliebtester Tänzer. Auf Kavalleristen musste sie zwar verzichten, denn diese walzten nur beim Adel. Stattdessen »herrschte« bei Bunsens und in den befreundeten Familien der Gardeinfanterist, demgegenüber Gardeartilleristen »etwas abfielen«. Gardeingenieure hingegen »gab es für uns nicht«, ebenso wenig die »provinzmäßigen Marinetänzer« (Bunsen 1959: 49ff.).³

Militär und Geschlechterverhältnis

Die klaren Vorlieben dieser jungen Dame [und ihrer Freundinnen] sagen nicht nur etwas aus über die soziale Wertschätzung der Offiziere und über

3 | Maries Bruder war selber bei der Marine – man stelle sich die Kränkung des brüderlich-männlichen Egos vor.

die Rangunterschiede zwischen den einzelnen Waffengattungen und Regimentern. Sie beleuchteten auch ein allgemeineres Phänomen: die Attraktivität militärischer Männer für Frauen. Diese Attraktivität ist breit überliefert, von weiblicher wie von männlicher Seite. Legionen von Zivilisten haben wortgewaltig darüber geklagt, dass die militärische Uniform auf Frauen eine besondere Anziehungskraft ausübe, der der grau-schwarze bürgerliche Anzug nichts entgegenzusetzen habe. Offenbar verlieh sie ihrem Träger eine erotische Aura, die auf viele Frauen unwiderstehlich wirkte (Brändli 1997; Frevert 2003). Wie ist das zu erklären? Zum einen reagierten Frauen zweifellos positiv auf das hohe Sozialprestige des Militärs. Ihre Wertschätzung der Uniform reflektierte die allgemeine Wertschätzung, die die deutsche Gesellschaft – und nicht nur die deutsche – ihrer Armee entgegenbrachte. Sie lag folglich im Trend und war nichts Ungewöhnliches. Zum anderen aber gaben Frauen jenem Trend eine spezifische Wendung. Sie erweiterten das Prestige des Militärs um eine symbolisch-kulturelle Dimension, indem sie ihm eine prononciert sexuelle Konnotation beileigten. Die Macht der Soldaten und Offiziere beschränkte sich damit nicht nur auf Politik und Gesellschaft. Sie erstreckte sich auch auf das Feld der Geschlechterbeziehungen, auf Erotik und Sexualität. Für Frauen, so schien es den Zeitgenossen, war der militärische Mann der Mann schlechthin: der Mann an sich, das Vorbild, der Prototyp eines Mannes. Vor ihren Augen stellte er alle anderen Männer, alle Zivilisten also, in den Schatten.

Nicht alle Frauen dachten so. Und nicht alle wollten militärische Ehemänner. Bürgerliche Mütter und Väter waren nicht immer begeistert, wenn die Tochter einen Offizier heiraten wollte. Man verdiente nicht viel im Militär – und hatte hohe Ausgaben. Viele junge Offiziere waren hochverschuldet und hofften dementsprechend auf eine reiche Braut. Ihre Aussichten auf Avancement waren unsicher, die meisten scheiterten an der Majorsecke. Das alles empfahl sie nicht unbedingt als Schwiegersöhne. Im unterbürgerlichen Milieu sah es etwas anders aus. Besonders Unteroffiziere waren nicht ohne ökonomischen Reiz: Auch wenn ihr Sold nicht hoch war, boten sich ihren Ehefrauen in der Kaserne zahlreiche Möglichkeiten, das Familieneinkommen aufzubessern. Nach dem militärischen Dienst wechselten sie gemeinhin in untere Beamtenpositionen bei der Bahn oder Post. Das brachte zwar ebenfalls kein hohes Salär, aber doch eine regelmäßige Versorgung und eine auskömmliche Alimentation im Alter.

Jenseits solch prosaisch-materiellen Kalküls aber stand etwas anderes: die Begeisterung junger Frauen aller sozialer Schichten für die Träger militärischer *Uniformen*. Diese Begeisterung war genuin, immateriell, schwärmerisch. Sie folgte keiner ökonomischen Bilanz von Soll und Haben, sondern richtete sich an anderen Zeichen aus: an einem in bestimmter Weise modellierten Körper; an der Fähigkeit, diesen Körper zum Ausdruck zu bringen [etwa beim Tanzen]; an einem Auftreten, das sowohl höflich-zuvorkommend als auch forsch und bestimmt war. Es waren individuelle Zei-

chen, die an der einzelnen Person hafteten; zugleich aber verwiesen sie auf das Kollektiv, dem die Person angehörte und das ihren Habitus prägte.

Dieser Zusammenhang wurde bereits beim ersten Blickkontakt deutlich. Militärische Männer waren schöne Männer – schön im zeitgenössischen Verständnis. Die strengen Tauglichkeitsstandards der Armee sorgten dafür, dass nur große, kräftige, gerade gewachsene und gesunde Männer rekrutiert wurden, ohne Schweiß- und Plattfüße, ohne Buckel und Brille. Sie gehörten, und das wurde ihnen immer wieder eingeprägt, »zu den Besten des männlichen Nachwuchses« und waren dem Gros ihrer Altersgenossen – die Untauglichkeitsrate lag bei 70 bis 80 Prozent – physisch überlegen. Das Körpertraining in der Armee trug seinerseits dazu bei, »schöne Leute« in noch schönere zu verwandeln. Soldaten bewegten sich anders als Nichtgediente, selbstbewusster, sicherer, disziplinierter. Sie konnten auftreten, im doppelten Wortsinn: Sie hatten gelernt, ihre Füße so auf den Boden zu setzen, dass sie fest standen, und sie wussten, wie sie sich Respekt verschaffen konnten.

Darüber hinaus waren sie von ihren Vorgesetzten genau instruiert, die »militärischen Formen« zu beachten, um jenen Respekt auch zu wahren. Offizierburschen in Uniform war untersagt, große Marktkörbe oder auffallende Pakete zu schleppen, weil dies dem militärischen Habitus abträglich schien. Streng verboten war es auch, sich »auf der Straße bei weiblichen Personen einzuhängen. Militärpersonen dürfen Damen am Arm führen, nicht aber sich von Damen führen lassen.« Außerdem durften sie auf der Straße weder essen noch Schirme oder Stöcke tragen. Stattdessen mussten sie überall ihren Säbel mitnehmen, auf Spaziergängen ebenso wie ins Wirtshaus. Allenfalls auf dem Tanzboden durfte er kurzzeitig abgeschnallt werden. Als in den 1890er Jahren das Radfahren beim Heer eingeführt wurde, machten sich die zuständigen Stellen monatelang darüber Gedanken, wo der Säbel am besten zu befestigen war. Eine Instruktion des Münchner Kriegsministeriums befand schließlich, dass er entweder in einer »Schlinge am linken Handgriff der Lenkstange anzubringen« sei oder »soweit um den Leib herum nach vorn geschoben wird, dass es dem Fahrer nicht hinderlich ist« (Frevert 2001: 240, 405).

Von größter Bedeutung war zudem die *Uniform*, die in perfekter Ordnung gehalten werden musste. Ihr Stoff und Schnitt modellierten den ohnehin schon »schönen« Körper der Soldaten in besonderer Weise. Die Uniform war in der Regel aus festem, bei den Mannschaftssoldaten oft kratzigem Wolltuch geschneidert, das sich nicht etwa dem Körper anschmiegte, sondern seinerseits den Körper formte. Der Uniformschnitt betonte die gerade Haltung; er zwang zum Aufrichten und zur Zackigkeit. Hochgeschlossene Kragen und Halsbinden legten eine gestreckte Kopf- und Rückenhaltung nahe. Ausladende Ober- und schmale Hüftpartien erzeugten, in den Worten eines Offiziers, »die Illusion einer Wespentaille

und gigantischer Schultern«. Das erweckte, so der Offizier weiter, den Eindruck »strotzender Kraft« (Wilke 1930: 96).

Diese Kraft aber trat gezügelt auf, eingehegt und kontrolliert. Gerade das machte sie attraktiv. Sie kam nicht im wilden oder rohen Zustand daher, sondern gebändigt, gleichsam zivilisiert. Von Offizieren und Soldaten erwartete man, dass sie sich an Regeln hielten, Befehlen Folge leisteten. Fehltritte zogen Konsequenzen nach sich, im Dienst ebenso wie außerhalb des Kasernenhofs. Der Comment war strikt, die Disziplin eisern. Selbst wenn sie nur von außen oktroyiert war, tat sie der Gesellschaft gute Dienste. Das Militär stand im Ruf, streng, aber gerecht zu sein und auch auf pädagogischem Gebiet Wunderdinge zu vollbringen. Mütter, die bei der Erziehung ihrer Söhne am Ende ihrer Weisheit angelangt waren, griffen zur letzten Drohung: »Wart«, bei die Soldatens werden sie Dich das Gehorchen schon beibringen!« (Gregory 1944: 41). Die Münchnerin Anna Meyr beklagte sich 1906 beim bayrischen Kriegsminister über ihren unzuverlässigen und gewalttätigen Liebhaber und fügte hinzu: »Es wäre gut, einen solchen Menschen in das Militär befördern zu können« (Frevert 2001: 272). Das Militär war der Ort, an dem Wildheit gebändigt und kaserniert wurde, in dem Männer nicht nur »geschliffen«, sondern auch abgeschliffen wurden.

Körper, Sexualität, Gewalt

Zunächst jedoch produzierte das Militär Bedingungen, die, in der Sprache der Zeit, unsittliches Betragen wahrscheinlicher machten. Als eine Institution, die junge, adoleszente Männer in großer Zahl zusammenfasste und für mehrere Jahre bei sich behielt, sah es sich mit geballten geschlechts- und alterstypischen Problemen konfrontiert: Alkohol, Sexualität, körperliche Auseinandersetzungen. Letztere kamen gehäuft in der Kaserne selber vor, oft in ritualisierter Form. Ältere Jahrgänge kujonierten jüngere und machten ihnen ihren Platz in der Hierarchie klar. Es war üblich, Neuankömmlinge nachts in ihren Betten zu verprügeln, »der Kasernengeist«, hieß es dann, sei »gekommen und habe sie ordentlich gewickelt« (Frevert 2001: 250). Stellten sich Rekruten bei ihrer militärischen Abrichtung ungeschickt an – wofür nicht selten die ganze Gruppe zur Verantwortung gezogen wurde –, bekamen sie den Zorn ihrer Kameraden hautnah zu spüren. Darüber hinaus bot das tagtägliche und nachtnächtliche Zusammensein genügend Zündstoff für persönliche Streitigkeiten, die mittels physischer Gewalt ausgetragen wurden. Unter dem Einfluss des Alkohols, der bei Wirtshausbesuchen am ausgehfreien Wochenende reichlich floss, waren Schlägereien untereinander, aber auch mit Zivilisten kaum zu vermeiden. Die Tatsache, dass Soldaten auch außerhalb der Kaserne meist in Gruppen auftraten, trug zur Eskalation der Streitlust bei.

Raufereien und Prügeleien waren in der männlichen Jugendkultur

ländlicher ebenso wie städtischer Provenienz nichts Ungewöhnliches. Unter den Bedingungen der Militärzeit traten sie allerdings gehäuft und potenziert auf – potenziert durch die Allgegenwart des Säbels, den die Soldaten stets mit sich führen mussten. Auf der anderen Seite wurden sie auch schärfer beobachtet und sanktioniert. Die Kontrolle durch Vorgesetzte und Militärpolizei war dicht, die Strafen harsch. Im Dienstunterricht wurde immer wieder betont, dass die Uniform, *der Rock des Königs*, ihre Träger zu Disziplin und Anstand verpflichtete. Als Soldat habe der junge Mann nicht nur seine eigene, persönliche Ehre zu wahren, sondern auch die der Armee und ihres Obersten Kriegsherrn.⁴

Gerade jene Mahnung aber gab wiederum Anlass zu vermehrten und militärspezifischen Konflikten. Denn im Umgang mit männlichen Zivilisten, wie er bei den wochenendlichen Tanzvergnügungen und Wirtshausbesuchen unvermeidlich war, konnten alle möglichen Bemerkungen, Gesten, Grimassen als Angriffe auf die soldatische Ehre (miss)verstanden und mit Waffengewalt geahndet werden. Die Allgegenwart der militärischen Gruppe verstärkte die Neigung, in der Öffentlichkeit forsch aufzutreten und dem »Zivilpack« nichts durchgehen zu lassen. Zwar schärften die Kriegsartikel jedem einzelnen Soldaten ein, »bedacht« zu handeln; keinesfalls sei er berechtigt, »jemanden sofort niederzustechen, der ihn »angerempelt« hat«. Die Praxis jedoch zeigte, dass der Säbel locker saß (Henseling 1902: 46).

Soldatisches Verhalten war demnach von einer eigentümlichen Ambivalenz geprägt: Einerseits trug es deutliche Zeichen standesbedingter Machtanmaßung, gepaart mit einer spannungsvollen Mischung aus jugendlich-männlicher Statusunsicherheit und physischer Selbstbestätigung; andererseits unterlag es einem engmaschigen System militärischer Kontrolle und Disziplinierung. Unverkennbar aber war die Frontstellung gegen (junge) Männer, die die Uniform nicht trugen; ihnen fühlte man sich überlegen und verlieh diesem Gefühl offensiv Ausdruck.

Wie aber verhielten sich Soldaten gegenüber dem anderen Geschlecht? Gab es überhaupt einen militärtypischen und verallgemeinerbaren Umgang mit Frauen? Die Dienstinstruktionen sprachen eine ebenso lakonische wie deutliche Sprache: »Unehrenhaft ist es, ein sittsames Mädchen zu verführen, widerlich und gesundheitsgefährlich der Verkehr mit liederlichen Frauenzimmern« (Schmidt 1894: 17; Menzel 1894: 47). Garnisonskommandanten stellten den Besuch von Wirtshäusern, in denen Prostituierte und Zuhälter verkehrten, unter Strafe; sie warnten die Mannschaften vor »Ausschweifungen« und übten Druck auf Gastwirte aus, ihr weibliches Personal sorgfältig auszuwählen. Andererseits wehrten sie sich dagegen, die jungen Männer wie die Zöglinge eines Mädchenpensionats zu behandeln und zu »Temperenzlern oder Kopfhängern« zu erziehen. Als

4 | Vgl., pars pro toto, aus der Fülle publizierter Dienstatgeber Menzel 1910 – ein vielfach aufgelegtes Buch, von dem 1907 ca. 400.000 Exemplare kursierten.

das erzbischöfliche Ordinariat München-Freising das bayerische Kriegsministerium 1910 darauf aufmerksam machte, dass unter Soldaten Bücher mit »höchst anstößigen, rohgeschlechtlichen Schilderungen« kursierten, erklärte sich das Ministerium nicht für zuständig. Den Leuten mit Moralpredigten zu kommen, helfe nicht weiter; »auch ist das hier weniger am Platze, denn auf diesem Gebiete wird die Natur sich stets zuletzt bändigen lassen« (Frevert 2001: 233, 404).

Ob eine »Bändigung« sexueller Phantasien und Handlungen unter den Umständen kasernierter Gruppenbildung überhaupt hätte gelingen können, bleibt dahingestellt. Sicher, es mangelte nicht an einschlägigen Ermahnungen und Verboten, und Frauen durften generell nicht aufs Kasernengelände gebracht werden. Aber diese Verbote wurden ebenso missachtet wie die Warnungen, sich mit Prostituierten abzugeben. Unter den Mannschaften aller Waffengattungen und jeglicher sozialen Herkunft gehörten Bordellbesuche, oft im Kameradenkreis, zum guten Ton. Auch diejenigen, die beim Dienstantritt noch sexuell unerfahren waren, verließen die Kaserne zwei oder drei Jahre später als *ganze* oder *richtige* Männer.⁵

Aber wie sah es mit Beziehungen zu »sittsamen Mädchen« aus, deren »Verführung« als »unehrenhaft« galt? Hier sind wir bislang weitgehend auf Spekulationen und Plausibilitätserwägungen angewiesen. Wir wissen einiges über die erotische Selbststilisierung der Soldaten, wie sie uns in den verbreiteten und beliebten Soldatenliedern begegnen: »Wenn Trompeten lustig schallen,/Manches Mädchen kommt in Gluth,/Denn die Mädchen sind vor allen/Den Soldaten innig gut./Kühn und mutig in der Liebe,/Wie im Feld, ist der Soldat;[...] Liebesblicke, Liebesthränen/Dem Soldaten eigen sind,/und der Mädchen Herzensthüre/findet er gar sehr geschwind.« Ebenso schnell wie er die Tür zum Mädchenherzen zu öffnen wusste, schlug er sie auch wieder zu, denn zur Treue, hieß es, seien Soldaten nicht geschaffen: »Heute Jettchen, morgen Bettchen, immer neu, Das ist Soldatentreu« (beide Göttisch 1998: 150f., 138).

Aber waren das nicht bloße Projektionen und männliche Wunschvorstellungen? Wie belastbar, wie realitätsnah waren solche soldatischen Selbstbilder? Immerhin deckten sie sich mit dem öffentlichen Ruf von Soldaten als Männern, »die frisch und fröhlich in die Welt« zögen (Schmidt 1894: 133).kehrten sie nach der Dienstzeit in ihren Heimatort zurück (was viele nicht taten), brachten sie, zum Verdross lokaler Honoratioren, »lose Sitte und unzüchtige Rede« mit, die sie »von den älteren Kameraden oder auch von manchen Vorgesetzten« gehört hätten (Meyer 1984: 240). Allgemein galten sie als lustige Gesellen, die in der Kaserne ein kontrolliertes, aber sorgenfreies Leben führten und sich, anders als ihre zivilen Altersgenossen, weder um ihr Einkommen noch um ihr Fortkommen kümmern mussten.

5 | Beispiele aus der autobiographischen Literatur: Rehbein 1911/1985: 192f.; Müller 1958: 214-217.

Zugleich aber war die Kaserne nicht nur eine Chiffre für lose Sitte und Jungmännerkameradschaft. Sie stand mindestens ebenso sehr für *Manneszucht*, für Disziplin, Gehorsam und Regelkonformität. Wer sich hier auszeichnete, konnte beim Militär bleiben und zum Unteroffizier aufsteigen, eine Karrieremöglichkeit, die für Männer aus sozialen Unterschichten – und ihre potentiellen Ehefrauen – durchaus attraktiv war. Aber auch diejenigen, die lieber wieder ins Zivilleben zurückkehrten, hatten in der Kaserne nicht nur »unzüchtige Rede« gelernt. Sie wussten zudem, wie man Knöpfe annähte, seine Kleidung in Ordnung hielt und eine Dusche benutzte.

Auch damit konnten sie jungen Frauen imponieren. Ob sie es taten und wie weit die vielfach bezeugte Attraktivität der Uniform reichte, wissen wir nicht genau. Wollen wir uns nicht allein auf literarische Quellen verlassen – Arthur Schnitzlers »Reigen« kommt hier in den Sinn –, bleibt wenig mehr als das Gegenlesen gerichtlicher Fallakten. Obwohl solche Akten ausschließlich Konflikte zwischen Frauen und Soldaten, meist Vergewaltigungen oder Vergewaltigungsversuche, dokumentieren und damit ein einseitig negatives Bild zeichnen, enthalten sie auch Hinweise auf normale Umgangsformen und Einstellungen. Beispielsweise lassen sie nicht erkennen, dass junge Frauen generell Angst vor Soldaten gehabt hätten und ihnen deshalb von vornherein aus dem Weg gegangen wären. Bauernmägde, Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen fanden nichts dabei, sich von einem Soldaten nach Hause begleiten zu lassen; sie schätzten ihn als Tanzpartner und waren auch nicht abgeneigt, sich auf ein erotisches oder sexuelles Verhältnis einzulassen – solange es eigenen Wünschen entsprach. Tat es das nicht und setzte ein Soldat sein Begehren mit Gewalt durch, konnte er, sofern die Frau Anklage erhob, militärgerichtlich belangt werden.

Nichts deutet bislang darauf hin, dass Vergewaltigungen bei Soldaten signifikant häufiger vorkamen als bei gleichaltrigen Männern in zivilen Milieus (Hommen 1999). Es ist auch nicht bezeugt, dass Soldaten ein entsprechendes Image anhaftete. Das galt selbst für kriegerische Zeiten. Obwohl Vergewaltigungen als Zweck, Mittel oder Nebenprodukt der Kriegführung seit der Antike bekannt waren⁶, spielten sie im 19. Jahrhundert keine Rolle, genauer: Sie waren kein Thema, das öffentliche Aufmerksamkeit erregte. Aus dem 1870er Feldzug gegen Frankreich etwa wurden nur wenige Fälle bekannt, die in Deutschland gar nicht und in Frankreich kaum diskutiert wurden. Französische Quellen (Zeitungen, Karikaturen,

6 | Man denke an den »klassischen« Fall der geraubten Sabinerinnen, der, da für die Gründungsgeschichte Roms wichtig, in allen Gymnasien des 19. Jahrhunderts auf dem Lehrplan stand. Leider liegen zum Thema »Vergewaltigung und Krieg« kaum historische Studien vor; die Pionierin der Vergewaltigungsforschung, Susan Brownmiller, bietet dazu nur wenige und disparate Anhaltspunkte (Brownmiller 1975: 31ff.).

Polizeiberichte) enthielten so gut wie kein einschlägiges Material. Als der Historiker Ernest Lavisse 1871 eine hasserfüllte Anklage der »tierischen« Übergriffe publizierte, die sich die deutschen Truppen in Frankreich hatten zu schulden kommen lassen, fehlte jeder Hinweis auf Vergewaltigungen. Während der *preußische Terror* – Exekutionen, Verstümmelungen, Morde – ausladend geschildert wurde, ließ der Autor seinen Feinden auf sexuellem Gebiet Gerechtigkeit widerfahren: »Il faut savoir rendre justice à ses ennemis: les nôtres ont donné un exemple unique dans l'histoire des guerres en respectant et en faisant respecter partout les honnetes femmes« (Audoin-Rouzeau 1995: 45).

War das ehrenwerte Verhalten der Deutschen 1870/71 eine Ausnahme? Lavisse nannte es schließlich ein »einzigartiges Beispiel in der Geschichte der Kriege«. Aus dem Ersten Weltkrieg sind andere Vorfälle dokumentiert; hier steht außer Frage, dass deutsche Militärangehörige Frauen vergewaltigten und die Ehre belgischer und französischer *honnêtes femmes* verletzten (Horne/Kramer 2001: 75; Audoin-Rouzeau 1995; Harris 1993). Britische, belgische und französische Untersuchungen der »German outrages« und »atrocités allemandes« sprachen diese Übergriffe explizit an, und die alliierte Propaganda machte sie sich weidlich zunutze (Morgan 1916: 57ff.; Bryce 1915: 253, 255). Völkerrechtlich aber wurden Vergewaltigungen im Krieg erst 1949 geächtet; die Haager Landkriegsordnung von 1907 hatte lediglich verfügt, dass die »Familienehre« zu respektieren sei (Bryce 1915: 276; Gullace 1997: 733f.). Es ist weitgehend unerforscht, wie die Militäradministration selber das Thema behandelte. Erteilten Kommandeure, wie Lavisse die Aussage eines deutschen Unteroffiziers aus dem 1870er Krieg wiedergab, dezidierte Befehle, »die Frauenzimmer zu respektieren«, um keinen französischen Widerstand zu provozieren? Ließen sie umgekehrt 1914 ihren Soldaten freien Lauf, ohne sich um die Folgen zu scheren? Dieses Kapitel der Kriegsgeschichte muss noch geschrieben werden.

Das militärische Curriculum: schulbildend und normsetzend

Besser informiert sind wir über den Anspruch des Militärs, »Schule der Nation« zu sein. Bereits das Gesetz, das 1814 die Wehrpflicht dauerhaft in Preußen einführte, sprach von der Armee als »Haupt-Bildungsschule der ganzen Nation für den Krieg«. Zwei Jahre später präzisierter Kriegsminister, sie sei darüber hinaus auch als »Schule für alle dazu nötigen Tugenden des Staatsbürgers« anzusehen (Frevert 2001: 100). Ihr Bildungsprogramm enthielt demnach nicht nur das, was einen Mann kriegstüchtig machte, sondern auch das, was ihn gesellschafts- und politikfähig sein ließ. Darüber hinaus verstand sich das Militär als »Schule der Männlichkeit« – eine Formulierung, die der Berliner Philosophieprofessor Friedrich Paulsen 1902, seines eigenen Militärjahrs eingedenk, gebrauchte (Paulsen

1902: 471). Auch militärintern war immerzu davon die Rede, dass man die Wehrpflichtigen nicht nur zu guten Soldaten, sondern auch zu richtigen Männern erziehen wollte. Und es war klar, dass diese Erziehung Standards setzte. Die Armee (und Marine) sah sich nicht als eine Erziehungsanstalt unter vielen anderen, sondern als die normgebende Schule überhaupt.

Angesichts ihrer starken politischen und sozialen Stellung war dieser Anspruch wohlbegründet. Allerdings gab es durchaus Konkurrenz: Schulen arbeiteten mit einem anderen Lehrplan – nicht so sehr die Volksschulen, aber doch die Gymnasien, die viel mehr Wert auf intellektuelle Fähigkeiten, auf musische und ästhetische Erziehung legten und ihre Absolventen mit Literatur versorgten, die Männer und Männlichkeiten mehrdimensional entwarf. Auch die Universitäten, bis 1908 frauenlose Räume, waren einflussreiche *Schulen der Männlichkeit* und vermittelten teils konträre, teils komplementäre Botschaften. Wer einer studentischen Verbindung beitrug, machte dort ähnliche Erfahrungen wie im Militär und lernte eine Schneidigkeit, die militärische Vorbilder nicht verleugnete. Und wer Heinrich von Treitschkes Vorlesungen hörte, bekam ebenfalls ein wenig differenziertes Bild seiner männlichen Rechte und Pflichten serviert. »Obrigkeit ist männlich«, dozierte der Professor, und da staatliche Macht auf militärischer Macht beruhe, seien die Dinge klar. Politik und Kriegshandwerk hatten ausschließlich in männlichen Händen zu liegen; und nur wer in der Armee gehorchen gelernt hatte, konnte später befehlen (Treitschke 1899: 252f.).

Allerdings umfasste der universitäre Lehrplan mehr als Befehl und Gehorsam, und selbst unter Studenten regte sich Ende des 19. Jahrhunderts Widerstand gegen das Treiben schlagender Verbindungen und deren anti-intellektuellen Habitus. Auch andere Bildungsinstitutionen [im weitesten Sinn] fügten sich nicht nahtlos in das vom Militär vorgegebene Muster ein. Kirchliche Jugend- und Jungmännerorganisationen hielten andere Rollen Vorbilder hoch, ebenso wie die sozialdemokratische Arbeiterbewegung zivile Gegenmodelle entwarf (Ruppert 1986, Kap. 4).

Gleichwohl spricht viel dafür, dass das militärische Curriculum nicht nur vom Anspruch her, sondern auch in der gesellschaftlichen Wirklichkeit einflussreich und normsetzend war. Zum einen war die Armee sozial sehr viel inklusiver als alle anderen genannten Organisationen: Sie rekrutierte ihre Soldaten quer durch alle Schichten, aus Stadt und Land. Zum anderen hantierte sie mit anderen Zahlen als Universitäten, Gymnasien oder katholische Jünglingsvereine. Drittens fanden sich die von ihr favorisierten Werte und Verhaltensmodi in der einen oder anderen Form auch in zivilen Institutionen wider, wobei der Transfer durchweg nur in einer Richtung verlief. Ebenso wie Unternehmer gern »gediente« Arbeiter einstellten, verdankte manch ein Jurist seine Beförderung nicht nur seinen professionellen Leistungen, sondern der Tatsache, dass er als Reserveoffizier »Haltung gelernt« hatte (Wermuth 1922: 70f.). *Last but not least*: Selbst dann, wenn etwa in Teilen der Jugendliteratur dezidiert zivile Rollenvor-

bilder propagiert wurden – der sozialdemokratische Arbeiterführer, der Missionar im Urwald, der Arzt im Labor oder der Forschungsreisende in der Antarktis –, waren die ihnen beigelegten Eigenschaften und Passionen militärisch grundiert: Sie alle waren Helden, Kämpfer voller Mut, Stärke, Selbstüberwindung, Aufopferung und Disziplin (Frevert 1998: 335-337).

Diese Eigenschaften machten den Kern dessen aus, das wir als Ziel militärischer Männlichkeitserziehung beschreiben können. Im Mittelpunkt stand die *Figur des Helden*, der über sich selber hinauswuchs und sein Leben für ein hohes Gut in die Schanze schlug. Das höchste Gut im Militär war die Ehre des Vaterlandes, aber es gab auch Handfesteres: das Leben des verwundeten Kameraden, die sexuelle Integrität der Schwester. Mut und Opferwille waren nötig, um dieses Heldentum zu praktizieren, außerdem Disziplin, Selbstbeherrschung, Zuverlässigkeit und Gehorsam. Umrahmt wurde dieser Kern von einem Kranz bürgerlicher Sekundärtugenden: Sauberkeit, Fleiß, Ordnungssinn, Pünktlichkeit, Sparsamkeit.

Das Feld, auf dem die Primärtugend des militärischen Mannes am besten zur Geltung kam, war selbstverständlich das Schlachtfeld, der Krieg. Diese Beziehung war den Zeitgenossen um 1900 absolut gegenwärtig, den aktiven Soldaten ebenso wie den Zivilisten und Veteranen. Die Erinnerung an siegreiche Kriege – 1870/71, aber auch 1813/15 – ging einher mit der mentalen und materiellen Vorbereitung auf zukünftige Waffengänge. Hochrüstung und ein dynamisches außenpolitisches Krisenszenario hielten den Krieg dauerhaft präsent. Auch das trug dazu bei, die normative Hegemonie des Militärs zu stabilisieren.

Von »Krise« war dabei wenig zu spüren. Sicher, es gab im Militär verschiedene Gruppen und Abteilungen; die Marine wurde selbstbewusster, das Heer reagierte empfindlich, die Waffengattungen konkurrierten um Prestige und Sold. Es gab Offiziere, die zurückblickten und alte preußische Tugenden hochhielten; es gab andere, die auf Modernisierung setzten und die Konsequenzen der neuen Waffentechnik – MGs, verbesserte Artillerie, Panzer – bedachten. Das wirkte sich auf die Ausbildungsziele und -praktiken aus. Die reformierten Exerzierreglements ließen erkennen, dass reiner Drill und mechanisches Abrichten nicht mehr ausreichten. Neue Felddienstordnungen betonten die Erziehung des Infanteristen zum »selbständig und überlegt handelnden Schützen«, der auch ohne Intervention des Vorgesetzten »seine Waffe gewissenhaft handhabt«. Der »heutige Krieg«, hieß es 1900, stelle »erhöhte Ansprüche« an die »intellektuelle Entwicklung des gemeinen Mannes«. Er lege eine stärkere »Individualisierung« der Ausbildung nahe, favorisiere also den innengeleiteten vor dem außengeleiteten Soldaten (Frevert 2001: 262f.)

Das waren neue Töne – von denen nicht klar ist, ob sie tatsächlich in neue Ausbildungspraktiken umgesetzt wurden. In jedem Fall aber ist der Begriff der Krise hier fehl am Platz. Das Militär war sich seiner selbst sicher. Es wusste, was es wert war, badete in der Zustimmung des Kaisers und der breiten Bevölkerung. Kritik, die in der (links)liberalen und sozia-

listischen Presse sowie zuweilen auch im Reichstag laut wurde, prallte ab und wurde zur Seite gelegt. Funktions- und Operationsweisen des Militärs entzogen sich öffentlicher Einflussnahme und standen nicht zur Debatte. Wenn Krise, dann fand sie, aus militärischer Sicht, außerhalb der Kasernen statt: in den Arbeiterbezirken der großen Städte, in denen die staatsfeindliche Sozialdemokratie immer stärker Fuß fasste; in manchen Intellektuellenkreisen, die das Individuum höher schätzten als die Gemeinschaft; in den Frauenbewegungen, die politische und soziale Partizipation forderten und die bürgerliche Moral in Frage stellten. Das waren in der Tat bedrohliche und als bedrohlich wahrgenommene Entwicklungen. Ihnen stellte sich das Militär als festes Bollwerk entgegen, wenn es nicht vorzog, sie schlicht zu negieren.

Ein aufschlussreiches Indiz dafür ist die Frage, genauer: das Tabu der Homosexualität. In der zeitgenössischen Gesellschaft intensiv diskutiert wurde sie anlässlich der sogenannten *Eulenburg-Prozesse*, die zwischen 1906 und 1909 stattfanden (vgl. Bruns in diesem Buch). Im Militär aber fand die Diskussion nicht statt. Militärische Zeitschriften, Dienstreglements, Instruktionsbücher, Autobiographien und Gerichtsprotokolle enthalten so gut wie keinen Hinweis auf Homosexualität. Diese Leerstelle spricht Bände – ebenso für die heutige Forschung. Wenn wir davon ausgehen, dass es homosexuelle Beziehungen auch unter Soldaten und Offizieren gegeben haben muss – die entsprechenden Mitteilungen »Aus der Kriegszeit« im von Magnus Hirschfeld herausgegebenen »Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen« (1914-1918) belegen das ebenso unzweifelhaft wie die entsprechenden Kapitel seiner »Sittengeschichte des Weltkrieges« (Hirschfeld 1930: 273-304) –, ist gleichwohl festzustellen, dass es keine Sprache, keinen Raum gab, sie zu thematisieren – weder als drohende Gefahr noch als soziale Tatsache.

Aber ist das ein Beleg für Krise? Eher lässt sich umgekehrt argumentieren, dass das Militär es sich schlicht leisten konnte, Homosexualität zu ignorieren – trotz aller Anfeindungen der liberalen Presse, trotz der Gerichtsverhandlungen um hohe Offiziere und den Freundeskreis des obersten militärischen Dienstherrn, trotz der Debatten im Reichstag. Es war selbstbewusst genug, solche Tendenzen mit Nichtachtung zu strafen. Solange es die allgemeine Wehrpflicht gab – und dagegen opponierte damals kaum jemand –, behielt es alle Trümpfe in der Hand: Es blieb »Schule der Nation« und »Schule der Männlichkeit«.

Männlichkeit im Plural

Aber war die Männlichkeitserziehung im Militär tatsächlich einlinig und eindimensional? Muss man nicht eher von Männlichkeit im Plural sprechen, und zwar sowohl in synchroner als auch in diachroner Perspektive? Bereits die neuen, seit den späten 1880er Jahren eingeführten Ausbil-

dungsdirektiven deuteten darauf hin, dass es verschiedene, zeitlich und sozial differenzierte Konzepte gab. Man wollte den befehlsgehorsamen und disziplinierten Soldaten, aber erwartete zunehmend mehr Selbsttätigkeit und Selbständigkeit. Hier klopfte ein intellektuelleres Männerbild an und stand im Einklang mit modernisierenden Entwicklungen, die sich auch in anderen Bereichen von Wirtschaft und Gesellschaft abzeichneten.

Pluralisierung gab es zudem im Hinblick auf soziale Adressaten. Zwischen Mannschaften und Offizieren klafften Welten, und die Hierarchie war überall sichtbar. Die Ausbildung der Berufsoffiziere prämierte andere Fähigkeiten als die der Soldaten – ihnen brachte man zusätzlich zum Gehorsam auch das Befehlen bei und das Tanzen. Darüber hinaus erzog man ihnen ein empfindliches Ehrgefühl an und gab ihnen Mechanismen an die Hand, dieses Ehrgefühl zum Ausdruck zu bringen [Ehrengerichte, Duelle]. All das kam für gemeine Soldaten nicht in Frage. Dafür lernten sie Knöpfe annähen, Uniformstücke flicken, Wäsche waschen. Sie lernten sich selber organisieren, ihre Dinge in Ordnung halten – auch wenn solche Funktionen in der Außenwelt Frauensache waren. Es ist nicht überliefert, dass sie daran Anstoß genommen hätten. Offenbar erlaubte ihnen die Männergesellschaft des Militärs, Grenzüberschreitungen gelassen anzugehen. Sie gewannen auf diese Weise eine Selbständigkeit und Unabhängigkeit, die sie in der Außenwelt nicht besaßen. Sie lernten, ohne Frauen und deren Dienstleistungen auszukommen – sofern sie nicht das Geld hatten, sich diese Dienstleistungen zu kaufen.

Das Militär präsentierte sich demnach als eine Institution, die verschiedenen Männlichkeiten Platz bot: solchen der Offiziere und der Mannschaften, solchen der Hierarchien und der egalitären Kameradschaft. So geschichtet und gestaffelt die hier vermittelten Rollenbilder waren, wurden sie doch überwölbt von etwas Gemeinsamem, das gerade im Vergleich zu nicht-militärischen Männlichkeitsbildern klar hervorsticht: von der Nähe zur staatlichen Macht und der Verfügung über legitime Gewaltmittel. Paradigmatisch dafür stehen die Uniform und der Säbel. Die Uniform war zwar durch vielerlei Zeichen differenziert – durch die Qualität des Stoffes, den Schnitt und die Abzeichen, die den Rang ihres Trägers abbildeten. Zugleich aber war sie ein gemeinsames Charakteristikum aller Angehörigen der bewaffneten Macht, ein Signalzeichen für diejenigen, die an dieser Macht nicht teilhatten. Feindifferenzierung nach innen und Homogenisierung nach außen – das war ihre Devise.

Neben der Uniform gehörte der Säbel zu den Inkunabeln. Auch ihn trugen Offiziere ebenso wie Mannschaften, und zwar immerzu und auch und gerade in der Öffentlichkeit. Der Säbel zeichnete sie noch stärker als die Uniform als Mitglieder der Institution Militär aus und machte auf die spezifische Funktion dieser Institution aufmerksam: das Töten. Der Säbel stand für das Waffenarsenal, über das die Armee gebot und das sie gegen die inneren und äußeren Feinde des Vaterlandes, des Staates, der Nation einsetzte. Diese Waffen waren scharf bewacht, und ihre Anwendung folgte

strengen Regeln. Auch der Gebrauch des Säbels war genau umschrieben und kontrolliert. Keinesfalls durfte man mit ihm herumfuchteln oder ihn anders als bei Gefahr benutzen. Aber selbst dann, wenn er nicht in Aktion trat, war er überaus sichtbar. Er rief die exponierte Macht in Erinnerung, die sein Träger verkörperte: Letzterer konnte sich zum Herrn über Leben und Tod aufschwingen. Die legitime Verfügung über Tötungsgewalt – schärfer noch: Das legitime Monopol von Tötungsgewalt war es, das das Militär und seine Angehörigen exklusiv auszeichnete. Es verlieh Soldaten einen besonderen, hervorgehobenen Status und die entsprechende Aura von Schutz und Bedrohlichkeit, von Gefahr und Kontrolle. Anders als heute wurden dieser Status und diese Aura politisch und gesellschaftlich hervorgehoben und hochgeschätzt.

Das Gewaltmonopol und die ihm beigegebenen Attribute unterschieden und unterscheiden das Militär von allen anderen Einrichtungen der modernen Gesellschaft. Da es ausschließlich in männliche Hände gelegt wurde, konstituierte es zugleich die wesentliche und unhintergehbare Differenz gegenüber Frauen. Wie gesagt: Nicht alle Männer waren Soldaten, und neben dem Militär gab es andere Institutionen, die Männlichkeit formten und prägten. Aber Soldaten waren immer nur Männer – Frauen blieben aus diesem Bereich kategorisch ausgeschlossen. Ihre systematische, prinzipielle Abwesenheit gehört zu den wichtigsten und dauerhaftesten Markierungen militärischer Männlichkeiten. Um 1900 gab es niemanden, der diese Abwesenheit in Frage gestellt hätte. Selbst die mutigsten, radikalsten Frauenrechtlerinnen dieser Zeit schreckten davor zurück, Gleichheit auch auf dem Gebiet militärischer Inklusion zu fordern.

Auch in dieser Hinsicht erwies sich das Militär als krisenfest. Seine Rolle als »Schule der Nation« und »Schule der Männlichkeiten« war stabil und hegemonial. Das verdankte es einerseits seiner substantiellen Macht [über Leben und Tod], andererseits der politischen und gesellschaftlichen Akzeptanz jener Macht. Um 1900 stand die Akzeptanz außer Frage, und das Militär hatte es nicht nötig, seine Männlichkeitsstandards gegenüber anderen Institutionen zu verteidigen, zu legitimieren oder gar zu revidieren. Das änderte sich entscheidend erst nach der Epoche zweier Weltkriege – in einer anderen Moderne.

Literatur

- Audoin-Rouzeau, Stéphane (1995): *L'enfant de l'ennemi 1914-1918*, Paris: Aubier.
- Brändli, Sabina (1997): »Von ›schneidigen Offizieren‹ und ›Militärcrinolin‹: Aspekte symbolischer Männlichkeit am Beispiel preußischer und schweizerischer Uniformen des 19. Jahrhunderts«. In: Ute Frevert (Hg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart: Klett, S. 201-228.

- Brownmiller, Susan (1975): *Against Our Will: Men, Women and Rape*, New York: Fawcett Columbine.
- Viscount Bryce (1915): *Evidence and Documents laid before the Committee on Alleged German Outrages*, New York: MacMillan.
- Bunsen, Marie von (1959): *Die Welt in der ich lebte 1860-1912*, Biberach: Koehler (Erstveröffentlichung 1929).
- Deist, Wilhelm (1977): »Die Armee in Staat und Gesellschaft 1890-1914«. In: Michael Stürmer (Hg.), *Das kaiserliche Deutschland. Politik und Gesellschaft 1870-1918*, Kronberg: Athenäum, S. 312-339.
- Frevert, Ute (1998): »Herren und Helden. Vom Aufstieg und Niedergang des Heroismus im 19. und 20. Jahrhundert«. In: Richard van Dülmen (Hg.), *Erfindung des Menschen*, Köln: Böhlau, S. 323-344.
- Frevert, Ute (2001): *Die kasernierte Nation. Militärdienst und Zivilgesellschaft in Deutschland*, München: C.H. Beck.
- Frevert, Ute (2003): »Männer in Uniform: Habitus und Signalzeichen im 19. und 20. Jahrhundert«. In: Claudia Benthien/Inge Stephan (Hg.), *Männlichkeit als Maskerade*, Köln: Böhlau, S. 277-295.
- Gaetgens, Thomas W. (1990): *Anton von Werner, Die Proklamierung des Deutschen Kaiserreiches. Ein Historienbild im Wandel preussischer Politik*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Göttsch, Silke (1998): »Der Soldat, der Soldat ist der erste Mann im Staat...« Männerbilder in volkstümlichen Soldatenliedern 1855-1875«. In: Wolfgang Schmale (Hg.), *Mann-Bilder*, Berlin: A. Spitz Verlag, S. 131-154.
- Gregory, Mathilde Freifrau von (1944): *Dreißig Jahre preußische Soldatenfrau*, Brunn: Rohrer.
- Gullace, Nicoletta F. (1997): »Sexual Violence and Family Honor: British Propaganda and International Law during the First World War«. In: *American Historical Review* 102, S. 714-747.
- Harris, Ruth (1993): »The ›Child of the Barbarian‹: Rape, Race and Nationalism in France during the First World War«. In: *Past & Present* 141, S. 170-206.
- Henseling, Wilhelm (1902): *Die Kriegsartikel mit Erläuterungen*, 4. Aufl., Berlin
- Hirschfeld, Magnus (Hg.) (1930): *Sittengeschichte des Weltkrieges*. Bd. 1, Leipzig: Verlag für Sexualwissenschaft Schneider & Co.
- Hommen, Tanja (1999): *Sittlichkeitsverbrechen. Sexuelle Gewalt im Kaiserreich*, Frankfurt a.M.: Campus.
- Horne, John/Kramer, Alan (2001): *German Atrocities, 1914: A History of Denial*, New Haven: Yale University Press.
- Meinecke, Friedrich (1965): *Die deutsche Katastrophe. Betrachtungen und Erinnerungen*, 6. Aufl., Wiesbaden: F.A. Brockhaus (Erstveröffentlichung 1946).
- Menzel, Max (1894): *Der Deutsche Infanterist*, 4. Aufl., Hofgeismar: Kesselberg.

- Menzel, Max (1910): *Dienstunterricht des deutschen Infanteristen*, Berlin: Eissenschmidt.
- Meyer, Elard Hugo (1984): *Badisches Volkesleben im neunzehnten Jahrhundert*, Stuttgart (Erstveröffentlichung 1900: Konrad Theiss Verlag)
- Morgan, J.H. (1916): *German Atrocities: An Official Investigation*, London: T. Fischer Unwin.
- Müller, Karl Alexander von (1958): *Aus Gärten der Vergangenheit. Erinnerungen 1882-1914*, Stuttgart: G. Kilpper.
- Münkler, Herfried (2006): *Der Wandel des Krieges. Von der Symmetrie zur Asymmetrie*, Weilerswist: Velbrück.
- Paulsen, Friedrich (1902): *Die deutschen Universitäten und das Universitätsstudium*, Berlin: A. Asher & Co.
- Rehbein, Franz (1985): *Das Leben eines Landarbeiters*, Hamburg: Christians (Erstveröffentlichung 1911).
- Röhl, John C.G. (1987): *Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik*, München: C.H. Beck.
- Ruppert, Wolfgang (Hg.) (1986): *Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur von der Frühindustrialisierung bis zum Wirtschaftswunder*, München: C.H. Beck.
- Schmidt, Paul von (1894): *Die Erziehung des Soldaten*, Berlin: Liebel.
- Treitschke, Heinrich von (1899): *Politik*, Bd. 1, Leipzig: S. Hirzel.
- Ulrich, Bernd/Vogel, Jakob/Ziemann, Benjamin (Hg.) (2001): *Untertan in Uniform. Militär und Militarismus im Kaiserreich 1871-1914*, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Vogel, Jakob (1997): *Nationen im Gleichschritt. Der Kult der ›Nation in Waffen‹ in Deutschland und Frankreich, 1871-1914*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Waldersee, Alfred Graf von (1923): *Denkwürdigkeiten*, hg. v. Heinrich Otto Meisner, Bd. 2, Stuttgart: DVA.
- Wermuth, Adolf (1922): *Ein Beamtenleben. Erinnerungen*, Berlin: A. Scherl.
- Wilke, Adolf von (1930): *Alt-Berliner Erinnerungen*, Berlin: Schröder.

